

Ein einziger Steinwurf

Alida Winternheimer

Impressum

Titel: Ein einziger Steinwurf
Deutsche Erstausgabe, April 2016
Copyright © 2013 Alida Winterheimer
ISBN 978-0-9912923-7-0

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
A Stone's Throw

Verlag: 28.5press, Minneapolis, Minnesota
4641 Oakland Ave.
Minneapolis, MN 55407

Aus dem Englischen von Anja Bauermeister und Christina Löw

Coverfotografie: Scott Stillman

Dies ist ein Roman. Alle Namen, Charaktere, Orte und Gegebenheiten sind der Vorstellungskraft der Autorin entsprungen oder wurden fiktiv benutzt. Jede Ähnlichkeit mit realen Personen, lebend oder tot, Ereignissen oder Orten ist rein zufällig.



Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bitte unterstützen Sie unabhängige Autoren und Künstler.

Oktober

Kapitel 1

Das Wandgemälde

DER SOMMER WAR vorüber. Simonas liebste Jahreszeit hatte mit einer ausschweifenden Parade in Rostbraun und Bernstein, Scharlachrot und Ocker Einzug gehalten. Passende Schattierungen zierten ihre Fingerspitzen, die es gewohnt waren, die Ölkreiden aus der abgegriffenen Kiste neben ihr zu mischen. Sie saß auf einer Bank am Seeufer, in einen wollenen Pullover und Schal gewickelt, und starrte nach oben, ihr gesamtes Gesicht gen Himmel gerichtet, um ihn besser in sich aufsaugen zu können. Laubbäume hielten ihr Blätterkleid, das sich an zarte Äste klammerte, auf dem Höhepunkt ihrer Pracht. Die öde Jahreszeit würde früh genug folgen. Simona ließ ihren Blick auf den Baumkronen verweilen. Endlich schweifte er von den Blättern über den Stamm zu den vergilbenden Gräsern am Seeufer, um schließlich im strahlend blauen Wasser zu versinken. Immer nur im Herbst verspürte sie den Wunsch, Landschaftsbilder zu malen: Es war die Jahreszeit, die sie dazu anregte, ihre eigenen Farben zu mischen. Sie fand, jedes bedeutende Lebensereignis sollte im Herbst stattfinden. Doch hier saß sie nun, mit einem Baby im Leib, dessen Geburt im Juni fällig war – dem Beginn des Sommers mit all seinem Grün.

Es war Zeit, aufzubrechen; Hannah wartete sicher schon. Simona packte die Malutensilien zurück in ihre Tasche und erhob sich von der Bank. Sie schlenderte den Pfad entlang, auf beiden Seiten von einem beständigen Strom von Menschen überholt, deren Atem Wölkchen bildete: Jogger, Skater, Fahrradfahrer, alle sausten an ihr vorbei. Auch Pärchen und Eltern mit Kinderwagen waren darunter;

ihrem Löffel im Glas und starrte Simona unter sorgenvoll zusammengezogenen Brauen an.

Nachdem sie mehrfach in ihre Tasse gepustet hatte, seufzte Simona und blickte auf. »Ich bin schwanger«, sagte sie.

»Oh!« Hannahs Augen und Mund wurden kreisrund. Sie atmete tief ein und erlangte ihre Fassung zurück. »Wow. Wie geht es dir?«

»Ich habe Angst. Ich höre immer wieder die Stimme meines Vaters: »Nur böse Mädchen bekommen Babys. Keine meiner Töchter ... du bist klug genug, dich von den Jungs fernzuhalten.« Ich komme mir total dämlich vor. Als dürfte das alles nicht mir passieren. Ich hätte es verhindern sollen.«

»Ja.« Das Wort, das Hannahs Lippen auf ihrem Weg zum Kaffee entglitt, war nicht viel mehr als ein Murmeln.

»Was?«

Hannahs Blick zuckte hoch, blieb an Simonas hängen. Dann ließ sie ihr Glas, ohne einen Schluck zu nehmen, wieder sinken. »Süße, hast du mal über das Timing nachgedacht?«

»Da es ungeplant war – nein.«

»Schon, aber du könntest etwas an deiner Situation ändern – wenn der Zeitpunkt nicht der richtige ist. Ich meine, ich könnte im Moment ganz bestimmt kein Baby gebrauchen. Ich bin zu sehr auf meine Karriere konzentriert. Und deine Karriere läuft momentan auch so gut. Es würde mir leid tun, dich die Kontrolle darüber verlieren zu sehen.«

Simona schaute ihre Freundin an. Ihre helle Haut hatte durch die Herbstluft einen rosigen Schimmer angenommen und ihr blondes Haar war zu einem Französischen Zopf geflochten, ihr Wochenend-Look. Hannah tupfte sich immer Parfüm auf den Nacken, etwas Blumiges, aber nichts zu Süßes. Normalerweise mochte Simona den Duft, aber heute schien er ihr Übelkeit zu bereiten. Simona fürchtete schon, sie könne krank werden, erinnerte sich aber dann, dass sie irgendwo etwas über den Einfluss von Hormonen auf die Sinneswahrnehmungen gehört hatte. »Hannah«, sagte sie, »das ist nicht die Reaktion, die ich von dir erwartet habe. Weißt du, eher ... Unterstützung?«

»Natürlich. Es tut mir leid. Ich meine nur ... ich wollte nichts

falsch machen – es wäre ja lächerlich, wenn ich anfangen, davon zu schwärmen, wenn du es nicht behältst, oder ...« Hannah unterbrach sich. »Was soll ich machen? Gratulieren oder dich bemitleiden?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Ist es eine gute Sache?«

»Das weiß ich noch nicht.«

Hannah lehnte sich aus ihrem Stuhl nach vorne, um Simona zu umarmen. »Was auch immer es sein wird, ich unterstütze dich voll und ganz dabei.« Sie drückte Simonas Schultern erneut, bevor sie sich zurück auf ihren eigenen Stuhl sinken ließ. Hannah warf ihren seilartigen Zopf über ihre Schulter und setzte sich aufrecht hin, beide Handflächen auf den Tisch klatschend. »Okay, was bin ich?«

»Du jagst mir Angst ein.«

»Ich bin Task Managerin, eine Planerin. Lass uns das Ganze logisch angehen.«

Simona verdrehte die Augen.

»Komm schon«, drängte Hannah und zog einen Notizblock aus ihrer Schultertasche. Sie schrieb »Lebensveränderungen« ganz oben auf das Blatt und unterstrich es doppelt. »Finanzen – weniger. Zeit – nicht mehr deine eigene«, sagte sie, während sie ihre Gedanken niederschrieb. »Ausgehen ...«

»Schreib Hölle dazu«, sagte Simona und zeigte auf das Blatt.

»Ausgehen – Hölle. Malerei?«

»Dasselbe.«

Hannah schüttelte ihren Kopf. »Nein. Jetzt stehst du unter Druck, deine Werke zu verkaufen. Du kannst nicht mehr von Brot und Tee leben, wenn die Stammkunden neue Lieblinge finden. Du wirst Windeln brauchen, Babynahrung; sie wachsen alle paar Monate aus ihrer Kleidung heraus ...«

Simona starrte an Hannah vorbei, während diese auf ihrem Notizblock kritzelte, und überließ ihrer Freundin die ganzen Schwierigkeiten, die ihr selbst noch gar nicht in den Sinn gekommen waren.

»Eine letzte Frage: Wie fühlst du dich als werdende Mutter?«

»Wie eine totale Betrügerin.«

»Be-trü-ge-rin«, schrieb Hannah in großen Blockbuchstaben auf den unteren Rand der Seite. Sie drehte den Notizblock, sodass er

Simona zugewandt war. »Das deckt es nicht einmal ansatzweise ab.«

Simona legte ihre Hand über das Blatt. »Ich habe auf dem Weg hierher über etwas nachgedacht.«

Hannah wartete, während Simonas Hand weiterhin die Liste mit den Argumenten gegen eine Mutterschaft verdeckte.

»Das Ding in mir ist ein Mensch. Wann auch immer man es tatsächlich so bezeichnet, alle Informationen dafür sind schon da. Es ist im Begriff, ein Mensch zu werden.«

»Ja, aber ...«

»Die Hälfte dieser Informationen, dieses Bauplans für einen Menschen, kamen von mir. Also ist dieses Etwas, das sich hier in mir befindet ...« Sie hielt inne, um ihr Sweatshirt anzuheben und auf ihren Bauchnabel hinunterzublicken. »Es ist meine Familie.«

Hannah erwiderte nichts. Ein Auto hupte. Die Menschen um sie herum unterhielten sich. Dickes Kaffeegeschirr klorrte gegeneinander. Ein Handy klingelte. Simona und Hannah saßen in Schweigen versunken und teilten diesen Augenblick vertrauten Einvernehmens.

Hannah schoss plötzlich aus ihrem Stuhl und umarmte Simona stürmisch, dabei drückte sie ihre Wange an die der Freundin. »Herzlichen Glückwunsch! Kann ich bei der Geburt dabei sein?«

Simona lachte. Ihre Augen strahlten wieder fröhlich.

»Es sei denn«, sagte Hannah, »der Vater begleitet dich durch den Geburtsprozess.«

»Wird er nicht.«

Einer der verkümmerten innerstädtischen Bäume, die den Gehweg säumten, trennte sich von einem Blatt. Es segelte auf den Boden hinab. Simona zog ihre Pulloverärmel über ihre Hände und umfasste ihren Becher mit beiden Handflächen.

»Ist dir kalt?«, fragte Hannah. »Wir können uns auch nach drinnen setzen.«

»Nein, ich mag dieses Wetter.«

Sie saßen schweigend beieinander und beobachteten den vorbeifließenden Verkehr.

Hannah räusperte sich schließlich und fragte: »Wer ist der Vater?«

»Es war unbefleckte Empfängnis.«

»Hast du die Kirche verständigt?«

Simona hob ihren Becher an und fühlte den aufsteigenden Dampf an ihrem Gesicht. »Ich frage mich, ob Chai gut für die Poren ist«, sagte sie und überlegte währenddessen, wie lange Hannah brauchen würde, um sich alles zusammenzureimen.

Hannah schnappte nach Luft. »Oh mein Gott, es ist der Engländer, richtig? Peter, deine Drei-Wochen-Liebelei.«

Simona gab vor, nichts gehört zu haben, und schaute einem Motorradfahrer nach, der an ihnen vorbeiraste und sich dabei zwischen den Autos der beiden Fahrstreifen hindurchschlängelte.

»Wirst du es ihm erzählen?«

»Nein. Selbst wenn ich wollte, er hat mir seine Nummer in London gar nicht gegeben. Wir hatten eine Abmachung.«

»Aber du könntest ihn finden. Was ist mit dem Kindesunterhalt?«

»Den brauche ich nicht.«

»Er wird nie wissen, dass sein Kind existiert.« Es war eine Feststellung. Einfach. Endgültig. Wehmütig.

Simona blendete Hannah aus und drehte ihre Serviette zu kleinen Knoten, während sie die Moral dessen erwog, Peter nicht von seinem Kind zu erzählen. Das war die Besonderheit ihrer Freundschaft: Simona erledigte die Dinge; Hannah dachte über deren Auswirkungen und Komplikationen nach. Simona bewältigte alles aus eigener Kraft, bevor es ihr überhaupt in den Sinn kam, dass andere helfen würden. Hannah betrachtete Unterstützung als notwendige Voraussetzung. Sie ergänzten einander. Simona konnte sich keine bessere Freundin und Verbündete als Hannah Andersen vorstellen. Was Peter betraf, ihn vermisste sie immer noch.

Sie hatten sich im Loring Park kennengelernt.

Genau genommen hatten sie sich die Nacht zuvor schon bei einer Vernissage gesehen. Simona hatte eine Ausstellung in der Jasper Gallery und die Eröffnung war phänomenal. Peter war dort gewesen, auch wenn sie das zu dem Zeitpunkt noch nicht wusste. Er hatte sie am nächsten Tag auf dem Bauernmarkt an der Nicollet Mall wiedererkannt und war ihr, fast wie ein Stalker, bis in den Park gefolgt. Simona war dazu bereit gewesen, ihn zu treten oder zumindest so laut zu schreien, wie sie konnte, aber dann öffnete er als Erster seinen Mund und sprach mit diesem englischen Akzent. Anschließend gab

er ihr eine Cantaloupe-Melone vom Markt. Beim Abendessen am selben Tag teilte sie ihm mit, dass er dank seines Charmes nur ganz knapp einer Tracht Prügel entkommen sei.

»Komm mal mit«, sagte Hannah, »ich muss dir etwas zeigen.«

Sie leerten ihre Becher und danach fuhr Hannah sie beide quer durch Minneapolis bis zum nördlichen Ende der Innenstadt, ans Ufer des Mississippi. Sie parkte vor einem großen Gebäude mit einer Kalkstein-Front. Die Steine waren auf dem nahe gelegenen Nicollet Island abgebaut worden. Griechische Säulen stützten den halbkugelförmigen Ziergiebel. Auf dem Rahmen des Giebels schufteten Bauern im Relief, Sensen und Sicheln mähten ein überreiches Feld. Die Figuren bewegten sich zur Mitte hin, in der gebundene Getreidegarben standen. Das Gebäude hatte um die Jahrhundertwende den Getreidemarkt beherbergt. Hier, an diesem Ort, waren Bauern, Müller, Frachter, Bankiers und Regierungsbeamte zusammengekommen, um den Handelsbrauch und die Preise für den nordwestlichen Getreidehandel zu beschließen. Zwei Reihen großer Fenster zeigten zur Straße. Natürliches Licht musste beim Prüfen der Getreideproben, die in Güterwagen angeliefert wurden, äußerst wichtig gewesen sein. Schon seit Jahrzehnten war das Gebäude leerstehend und reparaturbedürftig. Jetzt endlich hatte sich die Stadt mit einigen Bewilligungseinrichtungen zusammengesgeschlossen, um eine Neugestaltung zu finanzieren und das Gebäude als Sozialzentrum für Frauen und Kinder zu nutzen. Eine Reihe von Behörden würden ihre Büros in dem Gebäude beziehen, von Krisenbewältigung bis hin zu Karriereberatung.

Es war ein ehrgeiziges Projekt und Hannah war Teil des Verwaltungsrats. Sie war entscheidend daran beteiligt gewesen, den Vorstand davon zu überzeugen, dass sie einen kleinen Prozentsatz der Geldmittel nutzen sollten, um ein Wandgemälde für eine der großen Wände im Empfangsbereich anfertigen zu lassen. Im Anschluss daran hatte sie Simona überredet, sich für den Job zu bewerben.

Die beiden Frauen stiegen aus dem Auto.

»Wieso sind wir hier, Hannah?«

»Komm mit nach drinnen.« Hannah führte Simona die Steinstufen unter dem Giebeldreieck empor. Die Türen waren aus Massivholz, mit gusseisernen Türklinken aus Bronze in der Form von Wei-

zengarben. Sie waren wunderschön – und verschlossen. »Hier drüben.« Hannah rief Simona zu sich ans andere Ende des Säulengangs, wo eine einfache Tür mit Kartenlesegerät eingesetzt worden war. Sie schloss die Tür auf und führte Simona ins Innere des Gebäudes.

Die Eingangshalle war kalt und staubig. Zu der Zeit, als der Handelsverkehr florierte, hatte der heute zerkratzte Boden aus schmalen Holzbohlen sicherlich noch gegläntzt. Die Kronleuchter an der Decke hätten nicht genug Licht für einen so großen Raum gespendet, weshalb die Fenster eingelassen worden waren, um auch an bewölkten Tagen für ausreichende Beleuchtung zu sorgen. Am linken Ende befand sich eine leere Wand, zwei Stockwerke hoch, und im Gegensatz zu den anderen Wänden nicht von Fenstern oder Türen durchbrochen. Zur Rechten stand eine lange, L-förmige Theke aus dunklem Holz. Ursprünglich war dies der Börsenstand, an dem die Gebote für zukünftige Absatzmärkte entgegengenommen wurden. Später wurde es ein Kassenschalter, als eine Bank das Gebäude übernahm. Die Rahmen und die Ätzglas-Scheiben des Kassenfensters blieben zurück. Dahinter, mehrere Fuß über dem Erdgeschoss, befand sich ein Büro, dessen Fenster in die Eingangshalle zeigten. Von dort aus konnte ein Manager seine Belegschaft überblicken. Am Ende der Empfangshalle, direkt gegenüber vom Eingang, lagen zwei alte Aufzüge mit Messing-Anzeigen über den Türen. Das Gebäude strahlte die majestätische, männliche Atmosphäre von frühen Bauwerken des 20. Jahrhunderts aus. Es war für den Handel unter Männern gebaut worden. Simona fand, es lag eine ironische Schönheit darin, dass es sein neuer Zweck sein würde, Frauen und Kindern in Not zu helfen.

»Wir denken darüber nach, eine Snack-Bar und ein Café einzurichten, wo sich früher der Börsenstand befunden hat«, sagte Hannah. »Wäre das nicht super? Mit vielen Tischen hier, und dort drüben unter dein Wandgemälde kommen Teppiche und Stühle in Sitzgruppen.«

Simona schüttelte den Kopf. »Sag das nochmal.«

»Die Menschen können sich einen Kaffee holen und sich dann zusammen mit einem Buch oder Freunden dort drüben hinsetzen.« Hannah zeigte auf die leere Wand. »Wir möchten dort einen einladenden Ort gestalten.«

»Ich meine das, was du davor gesagt hast.«

Hannahs Lächeln wurde breiter. »Ja«, sagte sie. »Dein Wandgemälde. Es ist deines.«

Simona streckte eine Hand aus, fand Hannahs Arm und hielt sich daran fest. »Ich glaub es nicht. Oh, Hannah ...« Sie schlug die Hände vors Gesicht, schüttelte den Kopf und blickte sich erneut in der Eingangshalle um. »Hab ich wirklich den Auftrag bekommen?«

Hannah nickte.

Simona lief zur Wand hinüber und legte ihre Hände darauf, ließ sie über die Oberfläche gleiten. Abgesehen von ein paar großen Rissen war sie unbeschädigt – die größte Leinwand, mit der Simona jemals gearbeitet hatte.

Sie lehnte sich gegen die Wand, presste ihre Wange an die kühle Oberfläche und atmete den staubigen, klammen Geruch von Putz ein. Dann drehte sie sich wieder zu Hannah um, ihr Gesicht vor unbändiger Freude strahlend, und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. »Erzähl mir alles.«

»Deine Arbeiten haben allen sehr gut gefallen«, sagte Hannah. »Echt, das Wandgemälde, das du für das Hospiz angefertigt hast, war dein Meisterstück. Außerdem war das Empfehlungsschreiben von Elise Jaspers unbezahlbar.«

»Wirklich?«

»Ich habe natürlich gegen dich gestimmt.«

»Selbstverständlich.«

»Ich musste mich der Stimme enthalten – Interessenkonflikt und so. Simona ...«

»Ja?«

»Du kannst dich jetzt wieder von der Wand lösen.«

Simona stellte sich Schulter an Schulter mit Hannah und wandte sich der riesigen Ausdehnung der schmutzig-weißen Wand zu. Dieses gigantische Nichts begeisterte sie. »Wann kann ich anfangen?«

»Nächste Woche. Was wirst du malen?«

»Dumme Frage. Diese Wand.«

»Ha, ha.« Hannah hakte sich bei Simona ein. »Wird dieser Auftrag im Moment zu viel für dich sein?«

»Wie meinst du das?«

»Die große Eröffnung des Zentrums ist für Mitte Juni geplant – und wann ist dein Geburtstermin?«

»Ach, du lieber Gott!« Simona lachte. »Das hatte ich ganz vergessen! Ich bin für den achten Juni ausgerechnet. Das hatte ich wirklich ganz vergessen.«

»Ich bin sicher, das sagt nichts über deine mütterlichen Fähigkeiten aus. Denkst du wirklich, dass du diesen Auftrag jetzt annehmen solltest?«

»Einen solchen Auftrag schlägst du nur aus, wenn du tot bist«, sagte Simona ernst.

Hannah sah Simona voller Zweifel an und betrachtete dann die Wand von unten bis oben, den Kopf nach hinten geneigt, um auch die oberen Ecken auf sich wirken zu lassen. Dabei hatte ihr Gesicht denselben besorgten Ausdruck angenommen wie vorhin, als Simona ihr gesagt hatte, dass Peter nie von seinem Kind erfahren würde.

Simona folgte ihrem Blick bis zum oberen Ende der Wand. Sie sah ein zartes Blau.

»Komm, lass uns feiern«, sagte Hannah.

In der Türöffnung blieb Simona noch einmal stehen, um zur Wand zurückzublicken. Sie ragte am anderen Ende der Eingangshalle auf und wartete auf Simonas Berührung. Ein altbekannter Schauer überlief sie, der den Beginn eines neuen Kunstwerks ankündigte; dieser Moment, bevor der Pinsel die Farbe berührte, und der angefüllt war von unverfälschten, grenzenlosen Möglichkeiten.

Kapitel 2

Der Traum

ES REGNETE. IN ihren Träumen regnete es immer. Gemma starrte aus dem Fenster auf drei junge Mädchen, die auf der Straße Seil sprangen. Regenbäche rannen an der Glasscheibe herab und verschleierten ihre Sicht.

Genau wie Gemma in diesem Alter hatte das seilspringende Mädchen lange blonde Zöpfe, die mit jedem Sprung auf- und niederhüpften. Sie trug ein weißes Trägerkleid mit einer Schleife auf dem Rücken und Rüschen um den Ausschnitt. Sie stand inmitten einer großen Pfütze und ihre nackten Füße platschten jedes Mal, wenn sie aufsetzte, ins Wasser.

Die Mädchen sangen einen Vers. Er war schwer zu verstehen, durch die Fensterscheibe und den Regen hindurch. Gemma musste unbedingt herausfinden, was sie sagten.

Sie stand draußen auf der Vordertreppe. Der Regen ließ die Haare an ihrem Kopf und die Bluse an ihrem Körper kleben. Sie stieg die Stufen zum Bürgersteig hinab und näherte sich den Mädchen. Die Springende hatte Gemma den Rücken zugewandt.

»Hübsche kleine Gemma fand einen Mann -«

Das Seil schwang durch die Luft.

»Dann taten sie das, was man nicht sagen kann -«

Das Mädchen platschte in die Pfütze und Gemma fühlte dicke Wassertropfen auf ihre Wangen spritzen.

»Gemma ging zum Doktor und der sagte dann -«

Die Zöpfe des Mädchens flogen hoch, folgten dem Bogen des Seils.

»In dir wächst ein kleines Baby heran -«

Platsch. Gemmas Herz raste.

»Winzig kleines Baby, sein Kopf ist so leer -«

Das Seil klatschte auf den Asphalt.

»Gemma hat's geboren und es atmet nicht mehr.«

Gemma sank zu Boden, als sich das Mädchen zu ihr umwandte. Sie schüttelte den Kopf, ihr Mund stand offen und formte ein stummes »Nein«. Das Mädchen hatte kein Gesicht, als hätte es jemand ausgeschnitten, und ihr Kopf war hohl. Blut sammelte sich in der leeren Höhle und wenn sie sprang, platschte es darin, schwappte über und lief ihr Kinn herab, spritzte alles voll. Gemma blickte in ihren Schoß. Ihre Hose war durchnässt. Alles war rot.

Sie fuhr aus dem Schlaf, klamm vor Schweiß und mit wild pochendem Herzen. Sie blickte sich in der Dunkelheit um, bevor sie sich aufsetzte und die Nachttischlampe anknipste. Als sie in das Licht blinzelte, wurde ihr klar, dass sie nur geträumt hatte – nur wieder dieser verdammte Traum – und sie beruhigte sich so weit, dass sie aufstehen konnte. Peter schlief tief und fest, unbehelligt von ihrer Ruhelosigkeit. Es sah ihm ähnlich, nicht aufzuwachen und es sah ihr ähnlich, es allein durchzustehen.

Im unteren Stockwerk stellte sie den Wasserkocher an und platzierte einen Teebeutel auf der Küchentheke. Durchs Fenster sah sie den massigen Schatten ihres Schuppens und die unregelmäßigen Formen ihrer mittlerweile überwucherten Beete. Die Kälte des Fliesenbodens kroch durch ihre Fußsohlen in ihren Körper. Das sonst lautlose Ticken der Uhr hallte aufdringlich in der Stille der Nacht wider. Gemma trug ihre Tasse ins Wohnzimmer. Ihre Hand zitterte, als sie einen Schluck Brandy hineingoss. Etwas kleckerte daneben und sie starrte benommen auf die Pfütze. Würde es dem alten Stück Holz etwas ausmachen, wenn sie den Fleck davon aufsaugen ließ?

Trotzdem, Gemma war Gemma und der Gedanke eines ruinierten Möbelstücks nagte an ihr, bis sie sich nach einem Tuch umsah, um die Sauerei aufzuwischen. Nichts war in greifbarer Nähe, also benutzte sie ihr Nachthemd und trug dann die Tasse zurück in die Küche. Ein gold-brauner Fleck zierte die Vorderseite ihres Nachthemds.

Als Peter einige Stunden später nach unten kam, hatte er sich bereits für die Arbeit fertiggemacht; der maßgeschneiderte Anzug deutete auf ein Kundengespräch hin. Er fand Gemma am Küchentisch, wo sie noch immer mit ihrem beschmutzten Nachthemd und der leeren Tasse vor sich saß. Er hob die Tasse an die Nase und

schnupperte geräuschvoll.

Gemma machte sich nicht die Mühe, zu ihrem Mann aufzublicken. Sie wusste gut genug, wie er aussah. Wenn er jemals vermisst wurde, könnte sie einem Phantombildzeichner mit fotografischer Genauigkeit sein Aussehen beschreiben, bis hin zu der Narbe an seinem Ellbogen. Sie hatte ihm das einmal erzählt und er hatte gefragt, warum sie nicht einfach ein Foto überreichen würde. Offensichtlich verstand er nicht, worum es ihr ging. In letzter Zeit verstand er immer weniger, worum es ihr ging.

»Ich muss heute lange arbeiten.«

»Natürlich musst du das, Liebling.«

»Was soll das heißen?«

»Nur, dass du oft lange arbeiten musst, seit du aus den Staaten zurückgekehrt bist, und eine Menge großer Projekte bekommen hast, wie es scheint.«

»Richtig. Ich habe im Moment wirklich viele Projekte. Heute habe ich drei verschiedene Treffen mit potenziellen Kunden ...« Er ließ seine Stimme ausklingen. Gemma wusste, er spürte ihr Desinteresse daran, mehr über sein Arbeitsleben zu erfahren. Dieses andere Leben, an dem sie nicht teilhatte und das ihn von ihr forttriss, manchmal monatelang. »Lass es ruhig angehen heute«, sagte er.

Er ließ sie mit ihrem schmutzigen Nachthemd in der Küche sitzen. Seine Abschiedsworte: Lass es heute ruhig angehen. Lass es ruhig angehen. Sie fragte sich, womit sie es ruhig angehen lassen sollte. Mit dem Trinken? Mit der Hausarbeit? Oder mit sich selbst? Was meinte ihr Mann, wenn er zu ihr sagte, sie solle es ruhig angehen lassen?

Als Peter frisch aus den Staaten zurückgekehrt war, hatte sie geglaubt, dass die Abwesenheit seine Liebe wiedererweckt hatte und von nun an alles anders sein würde. Ihre erste gemeinsame Nacht war leidenschaftlicher gewesen, als sie es seit Jahren erlebt hatte, vielleicht jemals. Er hatte sie verschlungen und sie erwiderte es, entdeckte, dass sie nach seiner Aufmerksamkeit gehungert hatte. Aber das war es gewesen. Am nächsten Morgen ging er zur Arbeit und als er nach Hause kam, war die Leidenschaft, die ihn in ihre Arme getrieben hatte, wieder aus ihm gewichen.

Sie verstand es einfach nicht.

Gemma stand an der Spüle und ließ die Hände mit den Gummihandschuhen in das kochend heiße Wasser sinken. Sie trug extra-starke Handschuhe – die grünen, weil sie die gelben hasste. Gelb – dieser intensive Gelbton von Warnschildern und Absperrbändern – war zu grell, zu institutionell, um in ihrer Küche Platz zu haben. Hitze stieg auf und durchdrang sie. Schweißtropfen bildeten sich an ihrem Haaransatz. Sie hatte ein Doppelbecken. Das Waschwasser links und das integrierte Abtropfgestell rechts. Saubere Teller waren dort zum Trocknen aufgereiht. Gemma besaß eine Spülmaschine, aber sie hatte es sich angewöhnt, per Hand abzuspülen, wenn Peter nicht da war, weil sie für sich allein eine Woche brauchte, um die Maschine zu füllen. Außerdem gab es ihr etwas zu tun. Gemma tauchte die behandschuhten Hände in das Seifenwasser, ließ sie unter die schaumige Oberfläche gleiten und vergaß sie dann, ließ sie einfach hängen, während sie in den Garten hinausstartete. Ihr Garten war ein einziges Durcheinander. Er hatte ihr einmal so viel bedeutet. Nie gab es eine untätige Minute, wenn sie ihren Garten pflegte. Unkrautjäten war eine Art Meditation. Die Blumen in voller Blüte eine Aromatherapie. Und wenn Freunde vorbeikamen, bewirtete sie sie stolz auf der Terrasse. Aber das war davor gewesen. Gemma zog ihre Hand gedankenverloren durchs Wasser und die Spitze eines Messers stieß gegen einen Finger ihres Handschuhs. Sie zog die Hand zurück und schälte sie aus der Gummihülle. Es war ein kleiner Einstich, nur ein Tropfen Blut, aber der Handschuh war ruiniert. Eine Welle der Übelkeit durchflutete sie, ihre Eingeweide bäumten sich auf und sie erbrach sich in die rechte Spüle, über die sauberen Teller. Es hatte nicht einmal eine Sekunde Vorwarnung gegeben.

Sie hatte sich gestern schon übergeben, es aber auf einen Magen-Darm-Infekt geschoben, oder etwas, das sie gegessen hatte. Schließlich war es ihr wieder gut gegangen, als Peter aus dem Büro nach Hause gekommen war. Jetzt aber kam ihr ein anderer Gedanke.

Gemma verzog das Gesicht, als sie den Wasserhahn aufdrehte und das Erbrochene von ihrem Geschirr spülte. Sie versuchte, nicht hinzuschauen. Sie würde mit dem Abwasch noch einmal von vorn anfangen müssen. Sie ging ins Bad, um ihren Mund auszuspülen.

Unter dem Waschbecken, ganz hinten, wo sie mit geringer Wahrscheinlichkeit aus Versehen darauf stoßen konnte, hatte Gemma einen Schwangerschaftstest verstaubt. Er war übrig geblieben vom letzten Mal, als sie versucht hatten, schwanger zu werden. Sie hatte ein Sonderangebot in ihrer Apotheke entdeckt, zwei zum Preis von einem oder etwas in der Art. Sie hatte gleich sechs Stück mit nach Hause gebracht, in einem Moment hoffnungsvoller Entschlossenheit. Sie würden ein Baby machen, wie viele Zyklen es auch dauern würde, bis sie schwanger wurde. Das war verrückt gewesen. Oder nein. Sie war ja schwanger geworden und sie hatte nur fünf der Schwangerschaftstests dabei verbraucht.

Gemma hockte vor dem Waschtisch und tastete sich an den Rohren vorbei bis zur hintersten Ecke. Dabei versuchte sie, nicht über die Spinnen nachzudenken, die sich gern an solch verborgenen Orten niederließen. Sie fand die glatte, längliche Verpackung, zog sie heraus und lehnte sich an die Wand zurück, als eine zweite Welle der Übelkeit sie überrollte. Dieses Mal, mit der Toilette ganz in der Nähe, blieb der Anfall ohne Konsequenz. *Typisch*, dachte sie. Sie studierte die Packung. Das Verfallsdatum war bereits überschritten, aber fürs Erste würde es reichen.

War ihre Periode tatsächlich ausgeblieben, ohne dass sie es bemerkt hatte? Sie versuchte, die letzten fünf Wochen Revue passieren zu lassen. Da sie es nicht bewusst darauf angelegt hatten, war ihr die Möglichkeit, schwanger zu werden, gar nicht in den Sinn gekommen. Sie hatte sich nicht gesorgt, nichts geplant und nicht darauf geachtet, alles richtig zu machen. Ihr war nicht einmal aufgefallen, dass ihre Periode ausgesetzt hatte. Sie platzierte den Test-Stick auf dem Waschtisch und wusch sich die Hände. Das Warten wurde erträglicher, wenn sie etwas tat, um die Zeit auszufüllen.

Gemma kehrte in die Küche zurück und stellte den Wasserkocher an. Kamillentee war jetzt genau das Richtige. Bei dem schwachen Geruch nach Erbrochenem drohte sich ihr Magen erneut umzudrehen. Sie machte den Wasserhahn auf und ließ das Wasser laufen, um die letzten Reste aus den Rohren zu spülen. So war es besser. Die Sonne schien auf ihren Garten, ihren Scherbenhaufen, ihre Nachlässigkeit. Für dieses Jahr war es zu spät, aber wenn sie etwas Unkraut

jätete, ein wenig Mulch verteilte und vielleicht einige Blumenzwiebeln setzte, würde im nächsten Frühjahr wieder alles sprießen. Im Frühjahr ...

Wenn der Garten zum ersten Mal erblühte, würde für sie das letzte Drittel ihrer Schwangerschaft beginnen. Gemmas Atem beschleunigte sich bei dieser schönen Vorstellung. Ihre Bäume und Blumen würden zur gleichen Zeit wie sie in voller Blüte stehen und ihr Kind in der Welt willkommen heißen. Gemma würde es unter den weißen Blüten des Apfelbaums stillen. Sie würde ihrem Kind die Namen der Blumen und Bezeichnungen der Farben beibringen und die Nützlichkeit der Bienen erklären. Sie würde ihm in der Nähe der rosa Azaleen aus Winnie Puuh vorlesen. Aber nein, sie war schon wieder zu voreilig.

Gemma ging zurück ins Badezimmer und blieb mit angehaltenem Atem im Türrahmen stehen. Es würde ihr nichts anderes übrigbleiben als nachzusehen. Und das tat sie. Sie musste den Test-Stick mit beiden Händen ruhig halten, um etwas darauf erkennen zu können. Als sie ihn auf die richtige Seite drehte, sah sie ein Pluszeichen. Gemma fiel zurück an die Wand; ihr Kopf stieß gegen ein Bild von Dover aus einem zurückliegenden Urlaub. Mehrere Minuten blieb sie angelehnt stehen. Sie hatte gedacht, sie wäre für dieses Pluszeichen bereit gewesen, aber im Grunde hatte ein Teil von ihr nicht daran geglaubt, selbst als sie auf ihren Garten geblickt und sich die glückliche Zukunft vorgestellt hatte. Zu viel war bisher schief gegangen, als dass sie sich erlauben konnte, zu hoffen. Winnie Puuh war letztendlich nichts als ein Fantasiegebilde. Doch nun stand sie hier neben dem Waschbecken, den Rücken an die Wand und den Kopf an ein Bild von Dover gelehnt, mit einem weiteren Pluszeichen in ihren Händen. Es schien kaum möglich, dass sich ihr Wunsch so leicht erfüllen sollte, wenn so vieles nicht stimmte.

In der Nacht, nachdem Peter aus den Staaten zurückgekommen war, war er anders gewesen – begierig darauf, anzufangen, dann verspielt und fordernd, zum Teil sogar grob. Sie hatte ihn nicht abweisen können und ehe sie sich versah, wurde sie von seiner Erregung mitgerissen. Bei der Erinnerung daran, wie leidenschaftlich sie gewesen waren, lief ihr noch immer ein Schauer über den Rücken. Es war

nicht verwunderlich, dass in dieser Nacht ein Kind entstanden war. Dennoch, irgendetwas beunruhigte sie.

Sie und Peter hatten sich schon seit einigen Jahren nicht mehr mit echter Hingabe geliebt, nicht seit der ersten Fehlgeburt. Es war nur noch ritueller Sex gewesen, der die verlorene Leidenschaft zu imitieren suchte. Gelegentlich gab es einen Versuch, das alte Feuer neu zu entfachen, doch er scheiterte jedes Mal, hinterließ Gemma stets mit einem Gefühl der Leere. Vor Peters Abreise nach Amerika war sein Liebesspiel wie eine Attacke gewesen. Als sein Ärger dann verblasste, wurde er zum Stab und sie zum Rohr: Reine Instrumente, körperliche Empfindungen losgelöst von Gefühlen. Sein Ärger und sein Desinteresse waren eine Bestrafung – aber für welches Verbrechen? Sie wollten beide das Gleiche. Das hatte er doch gesagt. Nein, beteuert hatte er es ihr, tausende Male, auf langen Spaziergängen, bei gemeinsamen Mahlzeiten und mit an ihren Bauch gedrückter Wange. Sie beide wollten ein Baby. Und jetzt konnten sie vielleicht endlich glücklich werden.

Das Problem war nur: Sie hatten seit dieser ersten Nacht nach seiner Rückkehr keinen Sex mehr gehabt. Nicht einmal die routinemäßige Art, die nur das körperliche Verlangen befriedigte. Sie verstand nicht, wie er in der einen Nacht so leidenschaftlich sein konnte und dann ... es war, als hätte er sie erneut verlassen.

Sie drehte den Kopf zum Frisierspiegel um. Es schien ihr, als hätte sie sich seit Monaten nicht mehr angeschaut. Ihre Haare waren vollkommen außer Kontrolle. Sie entdeckte eine graue Strähne an ihrer Schläfe, die sie würde herauszupfen müssen. Mit Zweiunddreißig war sie zu jung, um sich ihr Alter schon anmerken zu lassen. Gemma war einmal Model gewesen. Es war eine kurze Karriere; die Kamera hatte mehr für die extrovertierteren Mädchen übrig. Dennoch bedeutete es, dass sie schön war. Bei einem ihrer seltenen Aufträge entdeckte sie das Hand-Modeln für sich und verdiente damit bald eine ansehnliche Summe. Die Handschuhe, Feuchtigkeitscremes und Maniküren störten sie nicht im Geringsten. Nach der Hochzeit mit Peter machte sie noch einige Jahre weiter, nur um beschäftigt zu sein, während er arbeitete. Ihr Einkommen verwahrte sie auf einem persönlichen Sparkonto. Peter bat sie, ihre Hände in den Ruhestand

zu schicken, nachdem sie, während eines Spanienurlaubs, beim Sonnen am Strand lange weiße Handschuhe getragen hatte. In diesen Anfangsjahren ihrer Ehe war Gemma gern bereit gewesen, für ihren Mann Kompromisse einzugehen. Sie lehnte sich über den Frisiertisch zum Spiegel hin, um nach einem Schimmer Ausschau zu halten, doch stattdessen fielen ihr die winzigen Fältchen in ihren Augenwinkeln auf. Trotz all ihrer Anstrengungen war sie gealtert. Die letzten paar Jahre hatten sie innerlich verschlissen, bis sie sich vorkam wie eine dieser ausgeleierten Wollstrickjacken ihrer Mutter. Es tat nichts zur Sache. Die Lagen aus Trauer und Erschöpfung, die sie wie einen Schutzschild getragen hatte, würden bald von ihr abfallen. Diese Schwangerschaft, das Baby, das sie behalten durfte, würde sie wieder regenerieren, die letzten Jahre auslöschen und ihre Beziehung zu Peter flicken.

Kapitel 3

Was er vermisst

PETER SAB IN seinem Büro bei *International Marketing Strategies* und starrte mit leerem Blick auf den Cursor, der auf seinem Monitor blinkte. Vor gerade einmal sechs Wochen war er in den Staaten gewesen. Dort war es heiß und die Sonne hell. Die Feuchtigkeit in der Luft ließ sein Hemd am Rücken, seine Oberschenkel am Kunststoffstoffsitz und sein Haar an der Stirn kleben. Der einzige Regen, den er innerhalb eines Monats zu Gesicht bekam, fiel in der Abenddämmerung; dieser Stunde, in der die Luft stillstand und die Vögel verschwanden. Er hatte auf seinem Balkon im Stadtzentrum gestanden, wo auch noch in der sechzehnten Etage die Wolkenkratzer von Minneapolis den Horizont beherrschten. Peter beobachtete, wie die gezackten weißen Linien sich immer weiter näherten. Zur Antwort krachte es über ihm. Der Abstand zwischen Donner und Blitz verkleinerte sich, als der Sturm über die Stadt zog. Dicke Tropfen prasselten auf Peter nieder. Er blieb auf dem Balkon und trank sein Summit Pale Ale aus der Flasche, bis der Regen so dicht fiel, dass man kaum mehr hindurchblicken konnte. Der Donner war genau über ihm und polterte so gewaltig, dass das Gebäude erzitterte. Durchnässt und euphorisch ging er nach drinnen, berauscht durch die plötzliche Befreiung von der Schwüle des Tages und das Schauspiel, das er bewundert hatte.

An jenem Nachmittag war Peter in seinem nüchternen Maßanzug von einer Sitzung gekommen und hatte die Mittagssonne als unerträglich heiß empfunden. Entlang der Nicollet Mall waren Marktstände aufgebaut gewesen, also hatte er seine Jacke ausgezogen und trotz der Hitze verweilt, um das Angebot des amerikanischen Markts

zu erkunden.

Während er an den Obst- und Gemüseständen entlangschlender- te, bemerkte Peter eine Frau, die ihm bekannt vorkam. Sie hatte lan- ges schwarzes Haar, das in einem dicken Zopf über ihren Rücken fiel und trug ein ärmelloses Top, abgeschnittene Jeans und Converse- Chucks, deren Spitzen mit Farbe bedeckt waren. Als sie sich zum Gehen wandte, entdeckte Peter einen kleinen Spritzer roter Farbe, der sich über ihre Wade zog, und ihm fiel ein, wo er sie schon einmal gesehen hatte. Sie war in der Jasper Galerie gewesen, bei der Einwei- hung einer Kunstausstellung, zu der ihn einer seiner amerikanischen Freunde mitgeschleift hatte. Sie hatte umwerfend ausgesehen in ih- rem rosa Kleid und als er jetzt die Farbe auf ihrem Bein sah, ent- schied sich Peter spontan, ihr zu folgen

Er erinnerte sich an den einzigen anderen Zeitpunkt, an dem er einer Frau gefolgt war. Damals war er neunzehn gewesen und als er sie um eine Verabredung gebeten hatte, verpasste sie ihm eine Ohr- feige und verfluchte ihn dafür, dass er sie halb zu Tode erschreckt hatte. Aber das hier war anders, sagte er sich. Es musste einfach so sein. Ohne auch nur den geringsten Augenkontakt fühlte er sich von dieser Frau angezogen. Sie bewegte sich mit einem so selbstbewus- ten Gang, hielt ihren Kopf aufrecht, während ihr Zopf auf ihrem Rücken auf- und abhüpfte. Vielleicht waren es ihre Sicherheit und ihr Selbstvertrauen, die Peter fesselten, vielleicht aber auch die Tatsache, dass sie ein Leben führte, in dem Farbe auf ihre Schuhe tropfte. Er hatte Gemma noch nie betrogen und auch jetzt nicht die Absicht, das zu tun. Er wollte sie einfach nur kennenlernen, ihr sagen, dass er ihre Gemälde bewunderte. Das schadete doch nicht.

Die Frau verlangsamte ihre Geschwindigkeit und neigte den Kopf zur Seite. Dann drehte sie sich langsam um und blickte über ihre Schulter. Peter blieb in Bewegung und tat so, als würde er sie nicht sehen. Als sie ihren Weg fortsetzte, fiel er ein wenig zurück und sagte sich, dass er sich nicht so albern benehmen sollte. Trotzdem folgte er ihr weiter. Sie blieb an einem Marktstand stehen. Peter tat das Gleiche. Er beobachtete, wie sie eine Packung Himbeeren erstand und kaufte sich selbst eine Melone. Er spürte, dass sie ihn anschaute, aber vielleicht bildete er sich das nur ein, weil er sich ertappt fühlte.

Sie verließ die Nicollet Mall und Peter folgte ihr eine Straße hinter, in der er noch nie gewesen war, vorbei an einem japanischen Restaurant mit blauem Ziegeldach und schließlich in einen Park. Bei dem Versuch mit ihr mitzuhalten, war er in Schweiß ausgebrochen und musste seine Krawatte lockern.

Sie setzte sich auf eine Bank mit Blick auf den Teich und zog ein Baguette aus ihrer Tasche. Es kam Peter in den Sinn, dass sie ihn für bedrohlich halten könnte oder dass sie verheiratet war oder Judo konnte. Er setzte sich wider besseres Wissen auf die andere Ecke der Bank. Die Frau riss einen Brocken von ihrem Brot ab; ihr Blick fixierte ein Paar Stockenten auf dem Teich.

Peter räusperte sich. »Heiß heute«, sagte er beiläufig.

Sie fuhr herum und starrte ihn verärgert an. »Warum folgen Sie mir?«

»Ich ... äh ... ähm ...«, stotterte er. »Ich habe Ihnen die hier gekauft.«

Sie hatte die Plastiktüte misstrauisch beäugt und sie dann so vorsichtig geöffnet, als könnte sich darin ein bissiges Tier befinden. Ihr Lachen beim Anblick des Inhaltes hatte Peter gleichermaßen überrascht und erregt.

Sein Computer wechselte in den Energiesparmodus. Das Foto von Gemma und ihm aus dem Spanienurlaub holte Peter zurück in die Gegenwart. Er drehte sich mit seinem Stuhl zum Fenster, über das der Regen lief.

Sein Freund Roger hatte ihm einmal erzählt, dass er eine Affäre hatte, und Peter war ihm keine große Hilfe gewesen. Er hatte die Affäre seines Freundes aus moralischen Gründen nicht unterstützen können. Aber er konnte ihn auch nicht dafür verurteilen oder ihm raten, sie zu beenden. Das Ganze war eine so vertrackte Angelegenheit gewesen, dass Peter sich nicht einmal zugetraut hatte, sich eine Meinung zu bilden. Jetzt fühlte er sich mit seiner eigenen Schuld ähnlich hin- und hergerissen. Er hatte eine kaputte Ehe zurückgelassen, eine anstrengende Ehefrau – waren ihre Schwierigkeiten Rechtfertigung genug für das, was er getan hatte?

Ich bin ein Ehebrecher.

Peter legte den Kopf in die Hände und vergrub die Finger in

seinem Haar. Egal, wie oft er es sich sagte, es erschien ihm nicht real. Als wäre Peter Ledbetter einfach eingeschlafen und an seiner Stelle wäre ein anderer Mann in die Staaten geflogen und hätte all diese Dinge getan, die Peter Ledbetter niemals tun würde.

Sie waren ehrlich zueinander gewesen, hatten nicht einmal versucht, sich etwas vorzuspielen. Drei Wochen. Die Endgültigkeit, die Kürze der Zeit, hatte ihre Leidenschaft geschürt. Simona ... Peter stellte sich vor, wie ihr langes schwarzes Haar herabfiel. Und ... sie war nicht so still wie Gemma.

All das schwarze Haar ... und in dem Gemälde bürstete sie es. Peter wusste nicht, warum er in der Galerie einen falschen Namen genannt hatte. Wahrscheinlich war es ihm peinlich gewesen. Man kaufte sich kein Souvenir von seiner Affäre. Und es war schändlich, dass er es Gemma als Geschenk überreicht hatte. Sie hatte darauf bestanden, es in ihrem Schlafzimmer aufzuhängen. Es war, wie sie sagte, ein Boudoir-Portrait. Die Person darin saß an einer Frisierkommode und bürstete ihr Haar. Sie trug einen blauen Morgenmantel und ihr Gesicht wurde in dem Spiegel vor ihr reflektiert. Es war ein melancholisches, aber eindrucksvolles Bildnis und Gemma fand großen Gefallen daran.

»Hallo, Liebling«, sagte Peter, als er das Wohnzimmer betrat. Auf dem gesamten Heimweg hatte er alle Gedanken an Simona verdrängt und sich geschworen, ein guter Ehemann zu sein und seiner Frau Aufmerksamkeit zu schenken. Er machte sich Sorgen um Gemma, wie er sie morgens am Tisch vorgefunden hatte – vor ihr eine Tasse, die nach Brandy roch. Trotzdem blieb er am Buffetschrank stehen, um sich ein Glas Gin-Tonic einzuschenken. »Kann ich dir einen Drink anbieten?« Er hoffte, sie würde ablehnen. Sie trank in letzter Zeit sowieso zu viel. Aber wenn sie ihn darum bat, würde er ihr einen großen G&T machen.

»Nein, Danke.«

Peter hob eine Augenbraue und warf ihr einen Blick zu, bevor er die Ginflasche zuschraubte.

Gemma zündete Kerzen auf dem Esstisch an und ging zurück in die Küche. »Das Abendessen ist fast fertig«, rief sie.

Peter setzte sich an den Tisch, der für ein Festmahl eingedeckt war, und bemerkte den frischen Blumenstrauß, den Gemma in der Kristallglasvase auf dem Tisch platziert hatte. Sie stellte einen Teller vor ihm ab: Lammkoteletts, Spargel und gefüllte gebackene Tomaten. Ihre Gläser enthielten trotz des langen Stiels nur Mineralwasser.

»Das sieht fantastisch aus«, sagte er, als er nach dem Brot griff. Er schaute endlich seine Frau an und fügte hinzu: »Genau wie du.«

»Danke.« Sie trug ein einfaches, enganliegendes Strickkleid in Schiefergrau. »Wie war dein Tag?«

»Gut.« Peter machte sich über sein Lammkotelett her. Gemma war definitiv eine bessere Köchin als Simona, die einmal sehr gewissenhaft ein vegetarisches Abendessen zubereitet, dabei aber Teelöffel mit Esslöffeln verwechselt hatte. Der Esslöffel Salz hatte das Gericht ungenießbar gemacht. Er lächelte in sich hinein. Mit Sicherheit standen Simonas Kenntnisse der lokalen Restaurantszene und ihre Unfähigkeit in der Küche in engem Zusammenhang. Sie war ganz auf das Stadtleben eingestellt und hatte ihn in ein Freiluftkino im Park mitgenommen, zu einem Spiel auf der Bowlingbahn, zum Radfahren um die Seen und in ein Restaurant nach dem anderen – jede dieser Erfahrungen war einzigartig.

»Reich mir bitte die Butter«, sagte Gemma.

Er kam ihrer Bitte nach. Dann schwiegen sie wieder. Peter fragte sich, was der Anlass war. Gemma betrieb sonst nie solchen Aufwand, mit Kleid und allem – nicht ohne einen Grund. Vielleicht wollte sie ihn um eine Scheidung bitten. Waren sie schon so schlimm dran? Oder war das nur Wunschdenken? Kurz verspürte er nagende Schuld, doch das verging rasch wieder, als er im Geist Simonas Lachen hörte. Es war so lebhaft, gab ihm das Gefühl, sein Leben in England spielte sich in Schwarz-Weiß ab. Das Wetter war grau, sein Anzug war schwarz, sein Dienstwagen war braun, sein Esszimmer war beige – oder »sandfarben«, laut Gemma. Alles in seinem Leben war öde und verworren. Er wusste nicht einmal mehr, was er für seine Frau empfand, wie lange er ihre Depressionen noch ertragen konnte.

»Liebling, ich habe Neuigkeiten.«

»Was?« Peter schaute sie über den Tisch hinweg an und bemerkte, dass sie lächelte.

»Du bist heute Abend eindeutig nicht bei der Sache«, sagte sie.

»Tut mir leid. Es ist nur ... also, ich habe auch Neuigkeiten.«

»Gute, hoffe ich.«

»Ja, ich glaube schon.« Peter lächelte seine Frau an und dachte daran, wie ungerecht es war, zwei so komplett unterschiedliche Frauen miteinander zu vergleichen. Außerdem war die Sache mit Simona nur ein Abenteuer im Ausland – er war in den Staaten kaum er selbst gewesen.

»Du zuerst«, sagte Gemma. »Meine können warten.«

»Also gut, Liebling. Mr. Perry hat mein Bericht über die Staaten gefallen. Er sagte, die Recherche und der ausgearbeitete Plan wären erstklassig.«

»Natürlich waren sie das.« Sie lächelte und tat ihnen eine zweite Portion Spargel auf.

»Er will, dass ich die Eröffnung der neuen Zweigstelle leite. Das ist eine einmalige Gelegenheit.«

Ihr Lächeln erstarb. »Natürlich ist es das.«

»Ich müsste wieder nach Minneapolis fahren, für etwa drei Monate. Dieses Mal habe ich nur den Grundstein gelegt – das nächste Mal würde ich hauptsächlich die Beziehungen vertiefen, Leute einstellen, Dinge organisieren.«

»Du hast also schon akzeptiert?« Ihr finsterer Blick verriet ihr Missfallen, noch bevor sie seine Antwort gehört hatte.

»Ich habe keinen Grund gesehen abzulehnen.« Peter spießte ein Stück Spargel mit seiner Messerspitze auf. »Es ist eine große Verantwortung. Wenn ich mich dabei gut anstelle, bin ich einen Schritt näher am Posten des Vizepräsidenten. Du weißt ja, dass Netley in zwei Jahren in den Ruhestand geht. Ich wäre verrückt, wenn ich sie einen anderen Abteilungsleiter hinschicken lassen würde.«

»Wann fliegst du?«

»Nach den Feiertagen.« Peter nippte an seinem Drink, zufrieden, dass seine Neuigkeiten nicht auf mehr Widerstand gestoßen waren.

»Was sind denn deine Neuigkeiten?«

»Ich bin schwanger.«

Peter war wie vor den Kopf gestoßen. Dutzende widersprüchliche Gedanken rasten durch seinen Kopf; Gedanken über Gemma

und Simona, die neue Zweigstelle in Minneapolis, und ein Baby. Er erhob sich vom Tisch. »Aber Liebling, das ist wundervoll.« Er lief um den Tisch herum und zog Gemma in eine feste Umarmung.

»Peter – du – erdrückst mich.«

»Tut mir leid!« Er ließ los und trat einen Schritt zurück, um sie anzuschauen. »Wie weit bist du?«

»Siebte Woche. Ich habe auf die Tabelle im Schwangerschafts-Handbuch geschaut und mein Termin ist der zehnte Juni.«

»Warst du schon beim Arzt?«

»Nein. Ich habe es heute erst herausgefunden. Außerdem eilt das nicht. Ich nehme meine Vitamine und fange mit dem Programm an ...«

»Gemma, du weißt, dass dich ein Arzt überwachen sollte«, sagte er streng.

»Ich weiß. Ich weiß. Ich rufe ihn morgen früh an und mache einen Termin aus.«

»Gut.«

Gemma legte ihren Kopf an Peters Brust. Das Bild einer schwarzhaarigen Frau an einem Schminktisch blitzte in seinem Geist auf und Peter schwor sich, dass er dieses Gemälde abnehmen würde. »Keine Sorge, Liebling. Ich werde den Job nicht annehmen.«

»Aber ...«

»Ich will jeden Moment davon an deiner Seite sein.«

Danksagung

Im Verlauf der Jahre, und es waren wirklich Jahre, haben mir viele Menschen dabei geholfen, dieses Buch zu erstellen. Als Allererstes danke ich meinen Eltern. Danke, dass ihr an mich geglaubt habt, Mom und Dad. Meiner Tochter, Mathia Josephine. Danke, dass du bist, wie du bist, Süße. Als einer der Ersten, die dieses Buch unterstützt haben, gebührt Trish Cramer mein großer Dank. Trish, es ist Jahre her und ich hoffe, auch dein Buch hat inzwischen erfolgreich das Licht der Welt erblickt. Hilda Matthews, wir sind Freunde geworden, weil du mir so bereitwillig meine Fragen über das Leben in England beantwortet hast. Die besten Wünsche für dich und deine Familie. Kommt uns gern jederzeit wieder besuchen. Meiner Schreibgruppe für die zahllosen Gespräche über das Schreibhandwerk und das Leben: Wendy Skinner, Nico Taranovsky und S. A. Wolter. Danke, Seva, dass du sichergestellt hast, dass ich mir nie allzu lange den Hintern wundsitze.

Und ein besonderer Dank gilt meinen beiden Übersetzerinnen Anja Bauermeister und Christina Löw für ihr Engagement und ihre Kompetenz.

Über die Autorin

Alida Winternheimer lebt in Minneapolis, Minnesota, mit ihrer Tochter und dem *Wonder Dog* Seva, einer Golden-Retriever-Hündin. Wenn Alida nicht schreibt, lektoriert oder lehrt, füttert sie Eichhörnchen, fährt Fahrrad oder ist im Kayak auf den Seen in ihrer Umgebung unterwegs.

Um Alida zu kontaktieren oder sich über ihre englischsprachigen Bücher zu informieren, besuchen Sie:

www.AlidaWinternheimer.com/book

Nachricht von Alida:

Wenn Ihnen *Ein einziger Steinwurf* gefallen hat, würde ich mich sehr freuen, wenn Sie eine Rezension auf einer Online-Plattform ihrer Wahl schreiben. Dies hilft anderen Lesern, mein Buch zu finden, und mir, mehr davon zu schreiben! Ich freue mich über jede Meinung.